

Leidenschaft – die vergessene christliche Tür zum erfüllten Leben

Das moderne Ideal der Leidfreiheit passt nicht zu Jesus und seinem radikalen Einsatz. Auch heute nicht. Hass zu überwinden, Besitzdenken abzulegen, Menschlichkeit zu leben, ist nicht bloß nett und lieb, sondern oft auch abgründig und vergänglich. Und es macht Sinn.

Irgendetwas muss in der Entwicklungsgeschichte des Christentums und seiner Frömmigkeit falsch gelaufen sein. Die Christen gelten in den Augen der Mehrheit der Gesellschaft als brave, leidenschaftslose und blutleere Zeitgenossen, ein bisschen fromm und letztlich auch nicht ganz lebensstauglich. Die Geistlichen – auch die jungen – haben den gesellschaftlichen Rang einer älteren Dame. Wenn man höflich ist, lässt man ihnen den Vortritt. Die pastorale Einfühlbarkeit der Seelsorger wurde zur beliebten Karikatur für eine Religion, die man eigentlich gar nicht mehr richtig ernst zu nehmen braucht, weil sie den aktuellen und drängenden Problemen des Lebens und der Gesellschaft kaum mehr als ein paar fromme Worte und Appelle entgegen zu setzen hat.

Dabei war das nicht immer so. Die Geschichte der Kirche ist voll von Menschen, die sich leidenschaftlich, kreativ und höchst effektiv

in die Unheilssituationen ihrer Zeit und Gesellschaft eingemischt haben. Warum scheint das heute, in unserer Zeit nicht mehr so der Fall zu sein? Vielleicht hängt es daran, dass es uns gelungen ist, dem Leiden seine Selbstverständlichkeit zu nehmen. Das Credo unserer heutigen Gesellschaft lautet: Leiden ist schlecht. Leiden ist zu meiden und zu vermeiden – unter allen Umständen. Die Kehrseite davon ist: Auch die Leidenschaft ist anrühlich und verdächtig geworden. Je leidenschaftlicher wir uns in eine Entwicklung oder Beziehung einbringen, umso mehr Leiden schafft uns das auch. Je mehr Herzblut wir in die Entwicklung einer Sache einfließen lassen, umso mehr verbluten wir darin. Der Einsatz für eine Sache darf heute nicht mehr wirklich wehtun. Das gilt als schlecht – und zwar vielfach auch dann, wenn es um unseren christlichen Einsatz geht.

Auf diesem Hintergrund ist es kein Wunder, wenn sich heute so viele einstmals engagierte Menschen irgendwann enttäuscht, verbittert oder gleichgültig geworden in ihre eigene, kleine private Welt zurückziehen. Vielleicht gehören wir ja auch selber schon zu ihnen. Die Versuchung dazu werden wir jedenfalls kennen. Manche von uns sicher sehr gut. – »Warum sollte ich mich noch weiter anstrengen? Meine Not und

wie es in mir aussieht, interessiert eh niemanden und mein Einsatz wird auch nicht wirklich gewürdigt.« Also lassen wir es. Suchen wir uns etwas anderes. Etwas, was uns Spaß macht. Etwas, was uns zumindest weniger kostet, weniger Schmerzen bringt und weniger Mühe macht.

Kein »lieber Jesus«

Die Ursprünge dieser leidenschaftslosen Fehlform christlicher Glaubenspraxis sehe ich in der ideologischen bürgerlichen Überzeichnung Jesu und der Urgemeinde. Da hat man Jesus – und das nicht nur den Kindern – als den »lieben Jesus« verkauft. Und auch in der Urgemeinde »hatten sich alle lieb«. Aber das war eine Idealisierung, und Idealisierungen ertragen keine Vieldeutigkeit. Jesus war nicht lieb – er liebte. Das ist ein Unterschied wie Tag und Nacht! Lieb sein, das ist

»Lieb sein ist die Karikatur von Liebe.«

etwas Oberflächliches. Lieben, das geschieht in der Tiefe und aus der Tiefe heraus. Lieb sein ist die Karikatur von Liebe. Lieb sein ist ideal. Liebe ist real. Es gab auch keine ideale Urgemeinde. Es gab darin »Knatsch« von Anfang an. Die Evangelien und die neutestamentlichen Briefe sind voll von entsprechenden Berichten.

Es gab auch keine ideale »Heilige Familie« im Hause Josef. Dass es in der Familie Jesu recht gut zur Sache ging, lässt sich – wenn auch nur an wenigen Stellen – in den Evangelien erahnen: am Ton zum Beispiel, in dem Jesus mit seinen Eltern spricht, als sie ihn am Ende einer Wallfahrt nach dreitägigem Suchen im Tempel von Jerusalem endlich wieder fanden (vgl. Lk 2,41–52). Jesus hat hier ganz und gar nicht verständnisvoll »gekuschelt«. Oder als Jesus seine Mutter mit den

Worten »Was willst du von mir, Frau? Meine Stunde ist noch nicht gekommen« (vgl. Joh 2,4) anfuhr – nach ihrer Bitte, er möge sich doch um neuen Wein bei der Hochzeit von Kana kümmern. Oder als Jesus seine Mutter und seine komplette Verwandtschaft einfach vor der Tür stehen ließ, als sie ihn in Sorge um seinen geistigen Zustand von den Leuten weg nach Hause schaffen wollten (vgl. Mk 3,21.33; Mt 12,46ff; Lk 8,19–21).

In der Spur Jesu

Diese sperrige Eigenwilligkeit gab es nicht nur bei Jesus. Sie zieht sich durch die christliche Geschichte. Viele Heilige waren in ihrer Jugend leidenschaftlich und unberechenbar. Die unmittelbare Kraft aus ihrer Mitte ließ sie gefährliche Situationen suchen und meistern. Sie gaben sich nie mit Oberflächlichem zufrieden. Sie suchten mehr und sie ahnten in ihrer Tiefe, dass es dieses »Mehr« auch gibt.

In einer Welt und einer Gesellschaft, die dieses »Mehr« sehr oft leugnet oder sich darüber lustig macht, fallen solch leidenschaftliche Menschen dann aus der Reihe. Sie fallen auf, und wenn sie sich nicht in die oberflächliche Ordnung einreihen bzw. einreihen lassen, gelten sie als untragbar.

Jesus hat diese Dynamik des Wilden und Leidenschaftlichen von Anfang an bei seinen Auftritten deutlich gemacht. Vor allem seine Nachfolgeworte sind klar und scharf, ja abweisend (vgl. Joh 12,25f). Er verhielt sich nicht so, weil ihn die vielen Leute nervten und er endlich mal seine Ruhe haben wollte. Aber er hat den verklärten Blick in ihren Augen gesehen, während sie seinen Worten lauschten. Er hat ihre ungeäußerten Wünsche und Sehnsüchte nach einem besseren, angenehmeren, schmerz- und sor-

genfreien Leben durchschaut. Wünsche und Sehnsüchte, von denen die Menschen hofften, dass diese doch in Erfüllung gehen möchten – am besten, ohne selbst dafür viel bezahlen zu müssen.

Gerade diesen Menschen kam er nicht als »lieber Jesus« mit einladenden Händen entgegen. Jesus war kein wirklichkeitsfremder, religiöser Schwärmer, der den Menschen ein schöneres Jenseits versprach und sie damit über die Mühsal dieses Lebens hinwegsehen ließ. Im Gegenteil: Jesus machte klar und deutlich: Wer wie er glauben will, muss »aufstehen«. Der kann nicht länger etwas »besitzen« wollen. Wer wie er frei sein und frei handeln will, darf nichts mehr zu verlieren haben. Wer wie er stark und voller Lebenslust sein will, kann sich nicht an den Schattenseiten und der Last des Lebens vorbeimogeln.

Der Traum vom vollen Leben

Der Weg Jesu und die Geschehnisse auf ihm sind nüchtern. Erreichen kann Jesus nur wenig. Seine Mittel sind begrenzt, seine Macht ist zu gering. Ihm selbst war es von Anfang an klar – seinen Jüngern nicht. Die haben sicher auch von einem Leben geträumt, in dem es ihnen besser, angenehmer, schmerz- und sorgenfreier gehen würde als den anderen.

Auch Jesus hatte einen klaren Traum: den leidenschaftlichen Traum, dass sich die Menschen als Gotteskinder erkennen und aus dieser Erkenntnis heraus denken, fühlen, reden und handeln würden; den Traum, dass die Menschen es nicht mehr nötig haben würden, ihren Wert von ihrer Herkunft oder ihrem Besitz her abzuleiten, sondern aus dem Wissen um die Verbundenheit mit allen und allem leben könnten. Jesus wusste aber gleichzeitig, dass er selbst damit an-

fangen musste, dem Traum zu glauben und ihn durch sein eigenes Handeln zur begreifbaren Wirklichkeit werden zu lassen.

Ein Jünger Jesu zu sein heißt daher: Weder die eigene Situation noch die Situation der Welt ausblenden – sondern sie vielmehr ernst nehmen, um so jenseits der kurzfristigen und oberflächlichen Träume einen neuen tieferen Traum stückweise Wirklichkeit werden zu lassen. Jünger Jesu zu sein heißt: In die eigene Situation und

»Schau hin!«

in die Situation der Welt hineinzublicken mit dem Blick der nüchternen Liebe, einer Liebe, die sich bereit hält für das, was zu tun ist. Jünger Jesu zu sein heißt: Sei wach! Sei präsent! Nimm wahr, was um Dich geschieht! Schau nicht weg vom Geschehen! Schau hin! Schau genau hin! Schau hinein in das Geschehen und schau auch auf das, was dahinter steht! Halte Dich bereit! Halte Dich bereit als Mensch, als menschlicher Mensch, als leidenschaftlicher Mensch, als Mensch, dem der Schmerz noch weh tut, dem das Leid noch an die Nieren geht, als Mensch, der Not noch zu wenden sucht. Halte Dich bereit als Mensch, der mit den Verlassenen weinen und bangen, aber auch mit den Fröhlichen lachen und tanzen kann.

Das ist dann jenes Leben, das sich zu leben lohnt. Das ist dann auch jenes Leben, das sich zu lieben lohnt. Und das Leben zu lieben heißt hier auch: es verstehen zu wollen, ohne verständnisvoll zu sein.

Ganz – oder gar nicht

Es gibt ein eindeutiges Kriterium für christliche Liebe und christliches Engagement: Wer bei der Liebe zu rechnen oder zu vergleichen anfängt,

liegt daneben. Jesus ist hier in den Evangelien radikal. Wenn es bei der Liebe noch ein Mehr-oder-weniger gibt, ist es keine wirkliche Liebe. Auch wenn es erschreckt: Entweder liebst Du ganz – oder gar nicht. Jesus spricht damit niemandem die Liebesfähigkeit ab. Ein jeder und eine jede von uns hat alle Liebe, alles Licht und alle Kraft in sich, die es zum wahren Leben braucht.

Jesus sagt zu jedem und jeder persönlich: Wenn Du wirklich leben willst, dann sag ja zu dem, was das Leben Dir bringt. Mach es nicht schwerer, indem Du Dich noch beschwerst. Ver-

»Bist du ein Mensch, der mit dem Herzen sieht?«

such es nicht leichter zu machen, indem Du vor ihm fliehst. Flüchte vor allem nicht ins Vergleichen und Berechnen. Was Du tust, das tue ganz. Wenn Du lebst, dann lebe ganz. Wenn Du liebst, dann liebe ganz – oder gar nicht.

Es ist ein fataler Irrtum zu meinen, dass Liebe blind mache, dass das »Augen-Zudrücken« ein Akt der Barmherzigkeit sei oder dass Gott nur lieben könne. Das ist eine völlige Verdrehung der Wirklichkeit. Liebe öffnet die Augen. Liebe lässt auf die Wirklichkeit so schauen, wie sie ist – nur schaut sie nicht richtend, sondern »aufrichtend« darauf. Echte Liebe kann das, weil sie auch sehen kann und will, was beugt und lähmt und verkrümmt. Sie kann das, weil sie träumen kann, obwohl sie durch und durch realistisch ist. Und nur weil sie realistisch ist, macht die Liebe auch lebendig. Liebe leuchtet in der Wirklichkeit des Alltags und sie beleuchtet ihn. Liebe macht hell. Liebe klärt auf. Und das lässt leben.

Ich kann das Leben, die Welt und die Menschen auf diese Weise nur dann verstehen, wenn ich darauf verzichte, besser als der andere sein zu wollen. Jesus hat sich aus seinem Glauben an eine gottgewollte menschliche Vielfalt heraus für

die Überwindung des Hasses und der Unmenschlichkeit eingesetzt. Für ihn war dieses Bemühen auch dort »sinn-voll«, wo es unendlich mühsam oder ergebnislos erschien. Mit seinen scharfen Aussagen zur Nachfolge stellt er all jenen, die sich von ihm anrühren oder faszinieren lassen, die ehrlich nüchterne Frage: Bist Du ein Mensch, der mit dem Herzen sieht? Träumst auch Du von einer »liebe-volleren« Welt? Wirst Du diesen Traum verwirklichen, auch wenn Du damit ganz alleine stehst und niemand hast, der Dich ermutigt oder stützt?

Ich glaube, dass das Jesus gemeint hat, als er von seiner Nachfolge sprach. Wer immer ihm aus dem Glauben an eine gottgewollte menschliche Vielfalt heraus auf dem Weg wirklich folgen will, um sich für die Überwindung des Hasses und der Unmenschlichkeit einzusetzen, dessen Leben hat Sinn. Das Wort der Nachfolge Jesu lautet: Setz Dich ein! Setz ein, was Du hast! Setz ein, was Du kannst! Was immer es auch ist. Lass Deine Talente ans Licht. Versteck sie nicht. Das Leben ist zu kostbar, um es zu verbergen und verkümmern zu lassen.

Die Gretchenfrage christlicher Leidenschaft

Ein solch leidenschaftlicher Einsatz für das Leben hat Sinn und macht Sinn. Auch wenn sich nach Außen hin so wenig wirklich zum Positiven auf dieser Welt zu verändern und es keine dauerhafte nachhaltige Entwicklung zum Guten hin zu geben scheint. Auch wenn immer alles, worüber wir uns freuen können, gefährdet bleibt und wir – verständlicherweise – zu dem Schluss kommen könnten, dass sich ein Einsatz für eine Verbesserung gar nicht lohnt. Genau hier liegt die Gretchenfrage der jesuanisch-christlichen Glaubenspraxis. Menschlich gesehen ist es völlig ver-

ständig und auch in Ordnung, wenn wir uns nach all den enttäuschenden Erfahrungen unseres Alltags auf eine Minimallösung zurückziehen, wenn wir nur noch das tun, was unsere Pflicht ist. Menschlich gesehen ist es völlig verständlich und auch in Ordnung, wenn wir uns vor neuen Verletzungen schützen und uns auf abgesicherte Positionen zurückziehen.

Genau hier bekommt die christliche Glaubenspraxis ihren übermenschlichen Charakter. Obwohl es völlig verständlich ist und auch in Ordnung, wenn wir nicht mehr weiter machen, machen wir weiter, gehen wir weiter – gehen wir weiter auf ein Ziel zu, das noch in unerreichbarer Ferne erscheint. Wir suchen Wege, die es noch gar nicht gibt. Wir lassen Sicherheiten los, an die sich die meisten anderen festklammern. Wir stellen uns Fragen, deren Antworten auch uns selbst höchst unangenehm werden können. Wir vertrauen einer Wirklichkeit,

» *Wir suchen Wege,
die es noch gar nicht gibt.* «

die so seltsam wirkungslos erscheint. Wir glauben, dass das Scheitern oft gescheiter ist als Erfolg. Wir glauben, dass auch ohne äußere Veränderung innere Verwandlung möglich ist, eine Verwandlung, die jeden Einsatz lohnt und jeden Schweiß und jede Träne – auch wenn man nach außen gar nichts sieht.

Wir warten nicht darauf, dass die andern beginnen. Wir beginnen bei uns selbst. Wir stellen nicht die andern in Frage, sondern uns selbst: Wo lege ich Hand an bei den Problemen meiner Welt? Wo bin ich selber daran beteiligt, dass es in meinem Umfeld nicht so hell und froh ist, wie es sein könnte oder wie ich es mir selber wünsche? Wo bin ich selber einer, der Misstrauen sät, eine, die Vertrauen zerstört? Wo bin ich selber einer, der Angst hat, sein Gesicht zu verlieren und

deswegen zur Lüge oder Beschönigung greift? Wo ertrage ich selber es nicht, wenn eine andere mehr zu gelten scheint als ich?

Das sind für mich keine rhetorischen Fragen. Es sind Fragen, die mir wirklich unter den Nägeln brennen. Wodurch fühle ich mich be-

Bücher von P. Jonathan Düring OSB:

Der Gewalt begegnen – Selbstverteidigung mit der Bergpredigt, Münsterschwarzach 2005 (Münsterschwarzacher Kleinschrift Nr. 150).

Wild und fromm – Plädoyer für einen gerechten und lebendigen Glauben, Münsterschwarzach 2006 (Münsterschwarzacher Kleinschrift Nr. 155).

3 Minuten Stille – Gebete und Meditationen für den Schulalltag (Hg. zus. mit Hubert Hering), Münsterschwarzach 2007.

droht? Wogegen wehre ich mich? Wann fahre ich aus der Haut? Wodurch wird ein anderer für mich zur Gefahr oder gar zum Feind? In dem Maß, in dem wir uns selber diesen Fragen stellen, stellen wir uns bei allem eigenen Potenzial zur Unmenschlichkeit auf die Seite der Menschlichkeit. Wir brauchen uns nichts vorzumachen. Wir wissen um die dunklen Seiten und Fähigkeiten unseres eigenen Herzens und unseres eigenen Handelns. Aber wir wissen darum und wir verstecken es nicht. Wir bleiben nicht dabei stehen, diese Seiten nur in andern zu bemängeln oder zu bekämpfen.

Jederzeit ist alles möglich

Wir wissen, dass mit jedem Menschen die ganze menschliche Entwicklungsgeschichte neu beginnt. Auch die Entwicklung der Menschlichkeit. Das wiederum heißt: Unmögliches gibt es nicht. Es ist jederzeit alles möglich. Es kommt darauf an, ob ich selber weitergehe oder stehen bleibe oder umfalle. Wenn es stimmt, was Albert Einstein sagte, dass selbst ein Gedanke, der ein-

mal gedacht ist, nicht mehr zurückgenommen werden kann, dann haben wir Menschen eine ungeheuerliche Macht. Dann hat unser Denken, Reden und Tun Ewigkeitsrelevanz. Dann ist nichts, aber auch gar nichts von dem, was wir denken oder reden oder tun, bedeutungslos. Dann wirkt alles weiter. Dann habe ich auf alles und alle Einfluss. Ob das zu spüren ist oder nicht. Das gilt für das Dunkle genauso wie für das Helle. Das gilt für alles, was wir tun und lassen.

Wenn ich diese Erkenntnis zulasse, verändern sich meine Sicht auf die Welt und meine Rolle darin total. Dann weiß ich, dass ich immer selber mitverantwortlich bin für die Welt und das Klima, das in ihr herrscht. Dann weiß ich, dass mein eigener Beitrag – so unscheinbar er auch

wirken mag – wesentlich ist für ihre weitere Entwicklung. Dann weiß ich, dass nichts vergeblich ist, worum ich mich wirklich bemühe, was auch immer es mich kosten mag. Von hier aus bekommt der christliche Glaube seine letztlich unwiderstehliche Kraft. Alles, was Du aus Liebe tust, macht Dich selber hell. Alles, was Du aus Liebe tust, leuchtet Dir voraus bis in die Ewigkeit.

P. Jonathan Düring OSB, Dr. theol., gehört zur Benediktinerabtei Münsterschwarzach und ist dort als Schulseelsorger am Egbert-Gymnasium, als Leiter der Jugendarbeit der Abtei, in der Exerzitienbegleitung und als Autor tätig. Seit 1996 trainiert er Aikido.